

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum

Band: 24 (1922)

Heft: 3

Artikel: Die neuesten bronzezeitlichen Funde in Graubünden

Autor: Jecklin, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die neuesten bronzezeitlichen Funde in Graubünden.

Von *F. Jecklin.*

Das Jahr 1920 brachte dem Rätischen Museum aus verschiedenen Landesteilen wichtige vorgeschichtliche Funde, die hier im Zusammenhang behandelt werden sollen.

Der erste derselben stammt aus dem Gebiet der bei Chur gelegenen Gemeinde Felsberg.

Schon im Jahre 1867 hatte man in einem Weinberg bei Felsberg ¹⁾, dessen Bearbeitung damals wieder aufgenommen wurde, in der Tiefe von sieben Fuß eine der ersten Eisenzeit (Hallstattperiode) zugeschriebene Tonschüssel gefunden.

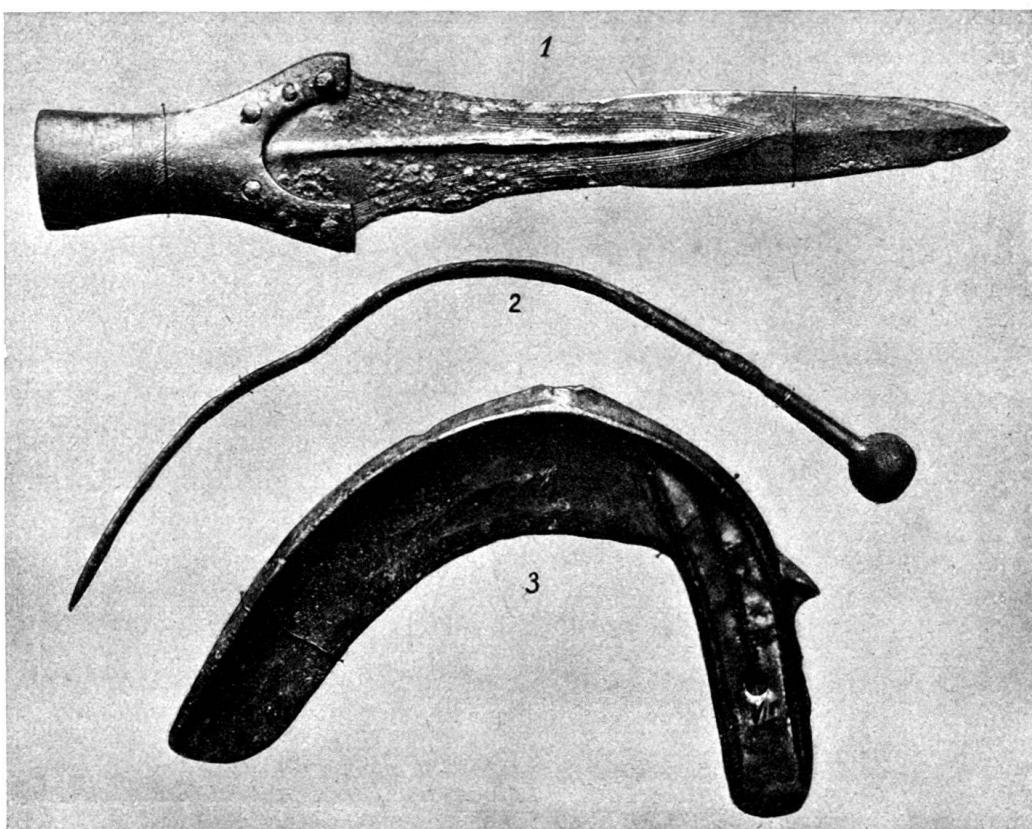
Ferdinand Keller, der dieses Tongefäß erstmals im 1. Jahrgang der Sitzungsberichte der Antiquarischen Gesellschaft Zürich (1868, Seite 15) veröffentlichte und auf Tafel II abbildete, sprach die Ansicht aus, die vollkommene Erhaltung des Fundobjektes scheine anzudeuten, «daß es nicht zufällig verloren gegangen sei, sondern absichtlich in lockern Boden eingesengt wurde. Dieser Umstand und die Gestalt desselben lassen vermuten, es habe nebst andern Dingen zur Ausrüstung eines Grabes gehört und sei als Trinkbecher dem Bestatteten beigegeben worden».

Hinsichtlich der technischen Ausführung des Gefäßes bemerkt Keller des weitern: «Die Schale von Felsberg ist nicht auf der Drehscheibe, sondern aus freier Hand verfertigt und sehr fleißig ausgearbeitet. Auf der Außenseite ist sie mit Rotstein und Graphit rot und schwarz gefärbt. Die dreieckigen und rautenförmigen Felder sind mit schief über die Bauchung desselben gelegten, tief eingeritzten und mit Kreide ausgefüllten Linien verziert. Der Stoff ist rötlich und verschieden von dem, aus welchem die in den Grabstätten der übrigen Schweiz gefundenen Tongefäße bestehen. Obschon die Auszierung der Schale mit der an Geschirren der Grabhügel und der jüngern Pfahlbauten ziemlich übereinstimmt, so erinnert doch das ganze Aussehen des Gegenstandes, die

¹⁾ Herr Gemeindeförster Schneller in Felsberg konnte über die Örtlichkeit, welche als Fundstelle in Betracht kommt, nähere Auskunft geben. Er erzählte, Herr Olgiati, der Finder des Schälchens, sei um das Jahr 1867 aus dem Engadin nach Felsberg gekommen, habe dort im «Hohenrain», am Wege nach Tamins, ein mit Stauden bewachsenes Stück Boden erworben, dieses mit großen Kosten urbarisiert, Stützmauern erstellen und Weinreben pflanzen lassen. Der Wein sei sehr gut, noch besser als der Churer, geworden und im Geschmack demjenigen aus Trimmis, genannt «Spiegelberger», nahe gestanden. Wenn die Tonschale 7 Fuß tief im Boden zum Vorschein kam, so sei zu vermuten, die Arbeiter des Herrn Olgiati hätten es beim Fundamentgraben für die Stützmauern der Weinberge dem Boden entnommen. Die große Tiefe lasse sich in der Weise erklären, daß man annehme, der ursprüngliche Kulturboden sei durch Erdrutschungen aus den höherliegenden Gebieten mit Sand und Steinen überdeckt worden.

Form, der Stoff und die schöne Vollendung an Produkte der Töpferei, die jenseits der Alpen zum Vorschein kommen. Wenn man sieht, daß die bisher in Graubünden aufgefundenen, der vorrömischen Zeit angehörenden kleinen Denkmäler auf Italien hinweisen, und bedenkt, in wie früher Zeit schon die rätischen Alpenpässe benutzt wurden, so wird man die Annahme, daß das vorliegende Tongefäß über die Berge herübergebracht sei, nicht für zu gewagt halten.»

Dieses Schälchen kam durch Vermittlung der Herren Ulrich Olgati und



Verhörrichter Capeder ins Rätische Museum, woselbst es allgemein bewundert wird.

Groß war daher unsere Überraschung und Freude, als in den letzten Osterferien (1920) ein hiesiger Primarschüler mit einem Bronzedolch kam, den er bei Felsberg gefunden hatte.

Die Fundstelle befindet sich nördlich des Dorfes, nahe der Gemeindegrenze gegen Haldenstein zu. Dort zieht sich am Calanda ein steil abfallendes Felsband bis nahe an den Rhein hinunter. Diesem Felsband hat sich eine abschüssige Stein- und Geröllhalde vorgelagert. In dieser Schutthalde steckte ziemlich oberflächlich der Dolch.

Da in der fast senkrecht abfallenden Felswand sich mindestens ein halbes Dutzend kleinerer und größerer Höhlen befinden, so lag anfänglich der Gedanke nahe, es dürften dies Wohnhöhlen gewesen sein und wäre an einen Zusammen-

hang mit diesen etwa in der Weise zu denken, daß diese Waffe einem in oder vor der Höhle befindlichen Grabe angehört habe.

Herr Prof. Dr. Chr. Tarnuzzer, Direktor unseres Naturhistorischen Museums, hatte dann auf mein Ansuchen die große Freundlichkeit, diese am Calanda liegenden Höhlen näher zu untersuchen.

Nach seinen gefälligen Mitteilungen liegt die unterste, von ihm untersuchte Höhle ungefähr 200 m über dem Spiegel des Rheins. Den Boden in derselben deckt eine nur wenige Zentimeter dichte Detritus-Schicht, darunter liegt dann Rheinkies, vermischt mit Gestein aus dem Rheintal. Eine Kulturschicht fehlt der Höhle vollständig.

Herr Prof. Dr. Tarnuzzer kam dann auf Grund seines Augenscheins zur Überzeugung, daß es sich unmöglich um Wohnhöhlen handeln könne, daß hier vielmehr Auswaschungen vorliegen, wie solche auch unterhalb Ilanz zutage treten.

Da ob der obersten Höhle ein alter nach Foppa führender Fußweg vorbeigeht, kommt man viel eher zur Ansicht, es habe ein Jäger, welcher diesen Weg zu einer Streiferei benutzte, den Bronzedolch verloren.

Der Dolch, Gesamtlänge 24,3 cm, zeigt erhöhte, sich gegen die Dolchspitze hin verlaufende Mittelgräte und gravierte Ornamente auf Griff und Klinge. Die dünnen, scharf abgegrenzten Flügel haben doppelt geschweifte Form. Der Bronzeteil des Griffes ist durch je drei Nietnägel zu beiden Seiten mit der Klinge verbunden, bildet aber um das Klingenende herum einen Halbkreis, der sich sehr harmonisch an dieses anschließt. Ein durch den hohlen Metallteil des Griffes gehender Bronzenagel weist darauf hin, daß ersterer ursprünglich in einem Holz- oder Horngriff endigte.

Von Felsberg besitzen wir nun einen bisher in unserem Lande nicht vertretenen Dolchtypus, der Bronzezeit zugeschrieben, und eine stets bei der Eisenzeit eingereihte Tonschale.

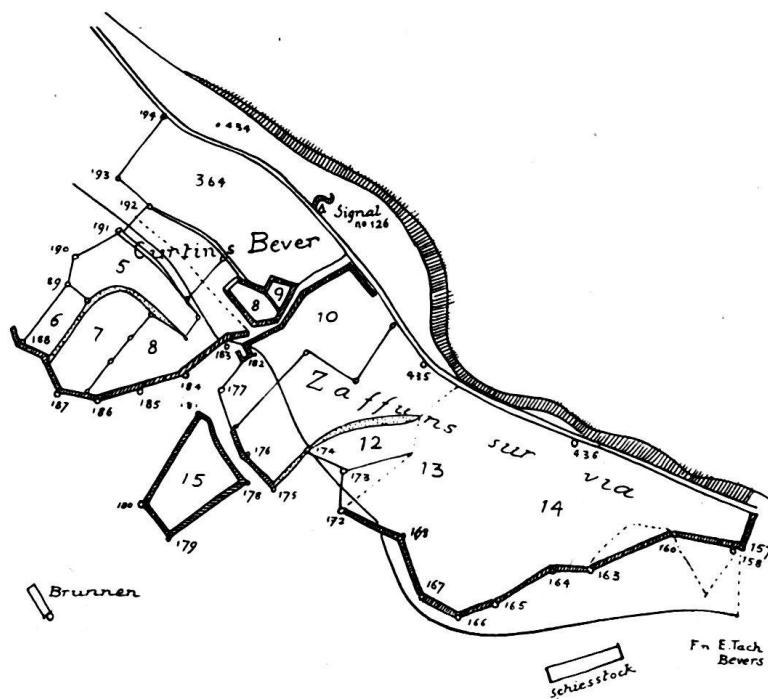
Es könnte aber doch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht beide Objekte der nämlichen Epoche angehören könnten, wobei ich eher der Ansicht zuneige, beide Fundstücke — also auch der Bronzedolch — dürften erst eisenzeitlich sein.

* * *

Die Fundstelle des zweiten bronzezeitlichen Gegenstandes liegt in dem seit Erbauung der Albulabahn bekannter gewordenen Beversertale.

Im August dieses Jahres sandte uns Herr Redaktor Gian Bundi, der damals in seiner Heimatgemeinde Bevers einen Ferienaufenthalt machte, in zuvorkommendster Weise nachfolgenden Qriginalbericht über die Auffindung einer schon im Jahre 1914 zutage geförderten Bronzesichel. Herr Bundi schrieb: «Die Sichel wurde im Beverser Tal gefunden und zwar auf der Nordseite, unmittelbar hinter dem Scheibenstand, etwa 20 Minuten vom Dorf entfernt. Finder ist Herr Etienne Zamboni von Bevers, der auf einem Spaziergange zufällig auf die Sichel stieß, die ganz auf der Oberfläche einer eingewachsenen Schutthalde

lag. Wenige Tage vorher waren Arbeiten zur Verstärkung des Scheibenstandes vorgenommen worden, für die aus jener Schutthalde Material entnommen wurde. Dabei ist offenbar von den Arbeitern die Sichel aufgeworfen worden, ohne daß sie bemerkt wurde. Gefunden wurde das Stück im Sommer 1914. Die Fundstelle ist insoweit bemerkenswert, als etwa 200 Meter talaußwärts die deutlichen Spuren einer alten Ansiedlung zu finden sind. Die Stelle heißt noch heute 'Curtins Bever' oder auch 'Bever dadains'. Bei einer Sondierung, die am 31. Juli 1920 unter Leitung des Berner Archäologen Dr. Otto Tschumi vorgenommen wurde, legte man die Fundamente eines Bauwerkes bloß, dessen ursprüngliche Bestimmung einstweilen unklar ist.»



Lehensbrief vom 12. November 1327 um ein Stück Wiese, genannt «Isla St. Maria», hinweist (Bevers, Regesten Nr. 1, Nüscher Gotteshäuser Seite 125).

Diese «Curtins Bever» werden in Urkunden und Lokalchroniken mehrfach erwähnt. Den ausführlichsten Bericht bringt die im Besitz der Fräulein Sidonie Orlandi (Bevers) befindliche, von Giorgio Planta verfaßte «Historia da Bever». Planta sagt über fragliche Örtlichkeit:

«Über die Urgeschichte von Bevers fehlt uns jede sichere Kenntnis. Die Tradition sagt, daß in unvordenklicher Zeit die Talebene des Oberengadins *ein See* war; später hätten dann die Bäche aus den Seitentälern durch ihr Geschiebe den Grund mehr und mehr erhöht und, als es dann dem Inn gelang, sich durch die Felsen unterhalb Scanfs und Cinuskel einen Weg zu bahnen, sei der Seeboden aufgedeckt und nach und nach bebaut worden. Und wie behauptet wird, daß aus dem erwähnten Grunde Zuoz in ältester Zeit auf und hinter dem Hügel ¹⁾ lag, der heute ‚Cuart San Gian‘ genannt wird, Samaden aber auf der Höhe bei der Kirche San Peter, so wird auch gesagt, Bevers habe ursprünglich *im Beverser Tal* gestanden, innerhalb der Säge auf der Talseite, die man im Sprachgebrauch die rechte nennt, und zwar just an jener Stelle, die heute noch ‚Curtins d‘Bever‘ heißt, und an der man deutliche Spuren von sechs oder acht Wohnhäusern wahrnimmt.

«Die erste Behauptung, das Oberengadin sei ein See gewesen, ist durchaus glaubwürdig und erhält ihre Bestätigung durch die topographische Formung des Tales und durch die tiefe Kiesschicht, die in der ganzen Talebene unter der dünnen Erdschicht lagert. Die zweite Behauptung, Bevers habe früher in dem Tale gestanden, das seinen Namen trägt, ist weniger gesichert, und die drei Urkunden im Archiv, die davon reden, sind nicht alt genug, um gewisse Kunde zu geben. In diesen Urkunden wird das erwähnte Dörfchen ‚in Curtins Bever‘ unter dem Namen ‚Bever dadains‘ und ‚Biver interiori in funtanella‘ (ein noch heute gebrauchter Wiesename. Der Übersetzer) erwähnt; die älteste stammt aus dem Jahr 1450. Daraus geht hervor, daß das genannte Dörfchen damals eine Filialgemeinde des gegenwärtigen Bevers war, und diese Meinung wird dadurch bekräftigt, daß die Bevölkerung damals, infolge der geringen Auswanderung, erheblich zahlreicher war als heute, daß die Gemeinde selbst mehr Häuser zählte und daß viele Wohnungen hier und dort auf dem Gemeindegebiete verstreut lagen.

¹⁾ «Auf dem Hügel ‚Cuart San Gian‘ ob Zuoz sind noch heute die Spuren der alten Kirche zu sehen, und herwärts und über San Peter Samaden wurden noch vor wenigen Jahren die Reste von drei Häusern zerstört.

«Fast zu hinterst im Dorfe Bevers (gegen das Beverser Tal) steht noch heute ein kleines Häuschen, das aus einer Stube, kleiner Küche, einer Art ‚Court‘ und einem Keller besteht. Es heißt noch heute: ‚das Häuschen des Fischers‘. Viele sehen darin mit großer Berechtigung einen Beweis dafür, daß einmal der See bis hierher ging und daß dieses Häuschen allein am Ufer stand als Wohnung eines Fischers. Nach dieser Meinung kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß ‚Bever dadains‘ schon damals bestanden habe und zwar früher als ‚Bever dadour‘, da der Boden im Beverser Tal höher lag und daher kulturfähig war.»

«Dennoch kann man vernünftigerweise nicht annehmen, ein so schönes und ausgedehntes Tal wie das Beverser sei in jener Zeit gänzlich unbewohnt gewesen, als die Talebene des Engadins noch einen See bildete. Im Gegenteil, alles führt dazu anzunehmen, daß dort nicht nur Alphütten, sondern *ständig bewohnte Häuser* gestanden haben, gerade so wie auf den Höhen von Zuoz und Samaden. Auch die terrassenförmige Anlage der Äcker an den steilen Hängen, die aus dem alten See aufstiegen, verrät hohes Alter und zudem bedeutende Erfahrung in der Landwirtschaft; aus dieser Anlage erkennt man das landwirtschaftliche System der Römer. So ist es sehr glaublich, daß die Bebauer der Äcker an den Hängen des heutigen Bevers ihre Wohnungen im Beverser Tal gehabt haben.

«Endlich: Wenn das Engadin von Celerina bis Scanfs wirklich ein See war, so ist das jetzige Bevers erst *lange Zeit nach seinem Verschwinden* gebaut worden. Denn die Bodengestaltung zeigt mit aller Klarheit, daß das Wasser Zeit hatte, sein Bett auf dem ganzen Gebiete der Gemeinde vom Albula bis „Palüd Bluotta“ oder „Isla glischa“ nach Belieben zu ändern, ja es gab eine Zeit, da das Wasser genau da floß, wo das heutige Dorf steht. Verschiedene Nivellierungen (so bei der Herstellung des neuen Straßenpflasters) haben wohl die Deutlichkeit der Spuren des eben erwähnten Wasserlaufes einigermaßen verwischt, er ist aber trotzdem heute noch erkennbar.»

Das Auffinden einer Bronzesichel im Beverser Tale führt zur Annahme, daß die Bewohner des Engadins wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit oder dann spätestens im frühen Mittelalter, Kornbau getrieben haben. Aus mittelalterlicher Zeit liegen hiefür Beweise vor.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts bezog das Churer Bistum an Einkünften aus den Gemeinden Zuoz, Camocasc und Samaden: 12 Kühe, 125 Schafe, 80 Ellen Tuch, 130 Mutt Korn (ungefähr 6000 Kilo) und 300 Schilling Käse (ca. 9000 Kilo) ¹⁾.

1382 empfangen Kuni genannt Cantader und dessen Bruderkinder vom Domkapitel einen der Zuozer Kirche gehörenden Acker in Madulein zu Erblehen ²⁾, und am 13. November 1383 verleiht Bischof Johann dem Jakob Paulun den Zehnten in Samaden gegen Entrichtung eines Jahreszinses von 15 Mutt Korn ²⁾.

Nach den Zinsrodeln der Beverser Kirche, die in das dortige Kopialbuch aufgenommen wurden, lassen sich viele Äcker an Orten nachweisen, da jetzt keine solche mehr vorhanden sind.

So erscheint 1558 «ün aer giacente in Bever in Crasta in Curtins», also ein Acker, gelegen in Bevers in Crasta in Curtins. Auch aus einem dem 17. Jahrhundert angehörenden Kaufprotokoll der Gemeinde Bevers geht hervor, daß zu jener Zeit im Beverser Tale noch Äcker vorhanden waren. 1643 wird ein Acker in Curtins Bever und 1651 ein solcher innerhalb der «Punt da Roewen»

¹⁾ P. C. Planta, Planta-Chronik S. 12 § 7.

²⁾ Cod. dipl. IV Nr. 51 u. 67.

(bei der Säge) verkauft. (Über den Stand des Engadiner Kornbaues um 1799 vgl. Bündn. Monatsblatt 1896 Nr. 11 Seite 259.)

Herr Präsident Bundi erinnert sich noch aus dem Jahre 1863, zur Zeit als er nach Bevers kam, daß damals an verschiedenen Hängen an der Sonnenseite, also rechts beim Eingang ins Beverser Tal, Korn gebaut wurde.

Damals bestand noch eine Beverser Mühle, die durch das Wasser des Beverin getrieben wurde. Das betreffende Haus steht heute noch und heißt stets «Il Mulin». Auch zu Camogasc gab es früher Mühlen.

Herr Bundi erwähnt ferner Kornäcker in Samaden, Zuoz und Scanfs, wo übrigens heute noch Korn gedeiht.

Gehen die Aufzeichnungen über Kornabgaben und Kornbau bis ins 13. Jahrhundert zurück, so ist die Getreideanpflanzung in dieser Gegend wohl auch für das frühe Mittelalter zu vermuten.

Die Sicheln der Bronzezeit, wie sie bei uns und anderwärts vorkommen, kann man nach Form und Einrichtung in zwei Hauptgruppen einteilen.

Die einen haben «längs des Rückens eine dachförmige Verstärkung, die sich am Griffende zu einem beinahe senkrechten Zapfen erhebt. In der Regel laufen auch Längsrippen, einzeln oder doppelt, vom Griffende nach der Spitze zu, an sie setzen sich die Gußmarken an. Doch zierte diese Plastik immer nur die Oberseite der Sicheln, ihre Rückseite ist eben und glatt»¹⁾.

Eine solche Zapfensichel wurde 1868 bei Rotenbrunnen gefunden und dem Rätischen Museum übergeben²⁾.

Beiden Sicheltypen gemeinsam ist ein rechts am äußern Rande angebrachter halbkreisförmiger Ansatz in einiger Entfernung vom untersten Rande des Griffendes, der wohl zu unterscheiden ist von dem meist abgebrochenen Gußzapfen, der auf der Höhe der Sichelwölbung in der Mitte des äußern Randes seine Ansatzspuren hinterlassen hat. Wahrscheinlich diente der seitliche Ansatz zur bessern Befestigung am Griff. Eine Sichel mit solchem Holzgriff, aus Mörigen stammend, ist abgebildet im Werke von Victor Groß, «Les Proto-hélices» Taf. XX Nr. 5³⁾.

Der zweite, jüngere Haupttypus, zu dem auch die Sichel von Bevers gehört, ist die Lochsichel, so genannt, weil der Zapfen am Ende der Bahn fehlt und an seine Stelle ein, seltener zwei bis drei kreisrunde Löcher getrieben sind. Diese Öffnung diente jedenfalls zur Aufnahme von Nägeln, die man durch den Holz- oder Bronzegriff trieb. Diese Löcher wurden ohne Zweifel nicht gleichzeitig mit dem Guß erstellt, sondern erst bei Befestigung des Griffes durchgeschlagen.

Die vorerwähnten «Marken oder Zeichen» kommen auf schweizerischen und ausländischen Bronzesicheln in großer Mannigfaltigkeit vor. Trotzdem ein reiches photographisches Vergleichsmaterial aus dem Schweizerischen Landes-

¹⁾ Hubert Schmidt, Der Bronzesichelfund von Oberthau, Kr. Merseburg. (Ztschr. f. Ethnologie 36. Jahrgang 1904 S. 416 u. ff.)

²⁾ Kat. des Rät. Museums S. 15 Nr. 14.

³⁾ Vgl. auch die Sammlung von schweiz. Bronzesicheln im Landesmuseum.

museum benutzt werden konnte, war es nicht möglich, eine einzige Sichel schweizerischer Herkunft mit gleichen oder ähnlichen «Marken», wie unsere aus Bevers aufweist, zu bestimmen. Am nächsten stehen die bei Zug, Cortaillod, St. Petersinsel (Bielersee) und Überlingen (Bodensee) zutage geförderten Stücke.

Unsere Beverser Sichel mit ihrem senkrecht abgesetzten langen Griffende reiht sich bei den von Schmidt¹⁾ als Typus Ia bezeichneten Peschiera-Sicheln, die der Kultur der östlichen Pfahlbauten und Terramaren Oberitaliens eigen sind, ein. Sie hat also besondere Verwandtschaft mit den bekannt gewordenen italienischen Formen, die in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends oder nicht viel später bis zum Gestade des ionischen Meeres gewandert sind.

Naturgemäß stellt das Vorkommen einer solchen Sichel im abgelegenen Beverser Tale eine Reihe von Fragen, deren Lösung nur vermutet werden kann.

Zunächst möchten wir analoge Funde kennen, auch den Weg wissen, den unsere Bronze zurücklegen mußte, um aus südlichen Gefilden in das stille Alpental zu gelangen.

Aus dem vom Oberengadin nicht weit entfernten Veltlin sind Bronze-funde, die für die Frage der Herkunft unserer Sichel von Bedeutung sein können, gemacht und veröffentlicht worden.

So hat Ing. Antonio Giussani in seiner zusammenfassenden Arbeit «Antichità romane e preromane in Sondrio» (Como 1917) auf Seite 5 eine Bronzesichel erwähnt und auf Tafel 1 abgebildet, die im Jahre 1886 zu Arquino bei Sondrio gefunden und dem dortigen Museum übergeben wurde.

Ferner verwies mich Giussani brieflich auf eine ähnliche, in den Terramaren von Campeggine (Reggio Emilia) zutage geförderte und durch Montelius (Italie septentrionale Taf. 15 Serie B Nr. 5) veröffentlichte Bronzesichel.

Diese zwei vorerwähnten Sicheln sollten wohl den Weg weisen, welchen auch das Beverser Fundstück einmal genommen haben wird.

Offenbar stammt auch unsere Sichel von Peschiera-Typus aus oberitalienischen Pfahlbauten, wanderte dem Comersee entlang über Clavenna ins Bergell und von dort in das angrenzende Tal des Inn.

Vieles spricht für diese Annahme. Da ist zunächst daran zu erinnern, daß diese Sichel nicht das einzige im Oberengadin gefundene bronzezeitliche Artefakt ist, daß wir vielmehr verschiedene Fundstellen mit Objekten aus jener Epoche kennen.

So stammen aus Pontresina verschiedene vorgeschichtliche Bronzen, die jetzt verschwunden zu sein scheinen.

Bedeutender sind die zu St. Moritz gemachten Ausgrabungen, die sich in den letzten Jahren wesentlich vermehrt haben.

Schon um 1887 fand Dr. Berry bei Anlegung einer Wasserleitung ein Bronzelappenbeil, das er dem Rät. Museum schenkte.

Als im Jahre 1907 an die Neufassung der St. Moritzer Heilquellen ge-

¹⁾ Ztschr. f. Ethnologie 1904 S. 416 u. ff.

schritten wurde, stieß man auf die damals in weitesten Kreisen Aufsehen erregende prähistorische Anlage, bei welcher vermittelst zweier ausgehöhlter Holzröhren das Wasser in die Höhe geleitet wurde.

Beim Ausräumen der mit Schlamm angefüllten Stämme kamen auf deren Grund Bronzen in auffallender Lage zum Vorschein. Zwei Schwerter befanden sich in vertikaler Stellung, die andern Stücke, nämlich ein Schwertfragment, ein Dolch und eine Reifennadel, waren in horizontaler Lage.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es sich um eine Weihegabe aus der jüngern Bronzezeit handeln.

Damit sind die zu St. Moritz gemachten vorgeschichtlichen Funde noch nicht erschöpft, denn als Herr Staatsrat Uthemann für seine Villa am Tinuswege die Fundamente ausheben ließ, stieß man auf ein prächtiges Bronze-Lappenbeil und eine Bronze-Pfeilspitze, beide jetzt im Rät. Museum deponiert.

Aus dieser Reihe von bronzezeitlichen Funden kann geschlossen werden, daß die Gegend von St. Moritz schon alte Kulturspuren in sich birgt. «Der Quellenfund von St. Moritz beweist, daß man in der mittlern Bronzezeit das Oberengadin nicht bloß eilenden Fußes betrat, um es baldmöglichst wieder zu verlassen, sondern daß man es ganz gut kannte, eine seiner Heilquellen fleißig benützte und sie sogar sorgfältig gefaßt hatte. Es müssen Kranke da oben untergebracht und verpflegt worden sein, die Gegend war bewohnt ¹⁾.»

In diesem Zusammenhange ist nun auch der Fund einer Bronzesichel auf der Sonnenseite des Beverser Tales nicht verwunderlich. Es werden Leute, die *eines* Stammes waren, wie diejenigen von St. Moritz, im Val Bever gehaust und ihren Bedarf an Bronzen von den südlichen Nachbarn durch Kauf oder Tausch erworben haben.

Außer allem Zweifel ist der bronzezeitliche Typus der Beverser Sichel, dagegen wird man die Frage aufwerfen dürfen, wie lange mag man sich dieser Gerätschaften bedient haben?

Herr Prof. Dr. Tartarinoff, der hochverdiente Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, schrieb mir auf mein Befragen hierüber:

«Nun kommt die große Frage, wie lange sich diese Form in den verschiedenen Ländern und Kulturgebieten gehalten hat. Die Handbücher sagen, daß die Bronzesicheln verschwunden seien, sobald man solche aus Eisen erstellt habe. Nun aber hat man aus der Eisenzeit, der römischen und frühgermanischen Periode nur ganz wenige Beispiele von Eisensicheln, was zum Teil daher röhren dürfte, daß die Schneide so dünn war, daß sie im Boden bald zersetzt wurde; aber da taucht sofort die Gegenfrage auf, wieso denn verhältnismäßig so viele *Sensen* auf uns gekommen sind, die doch noch dünner Lamellen haben. Ich möchte also hier die Frage stellen, ob nicht die Sichel — nachdem sie einmal die praktischste Form angenommen hatte — stationär geblieben ist (wie z. B.

¹⁾ Heierli, Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz S. 14. (Anz. f. schweiz. Altert.-kd. NF. IX. Bd. 1907.)

die Axt) und dann auch in der Bronze weiterlebte, bis tief ins Mittelalter hinein¹⁾.»

Will man dieser Auffassung, die sich immer weitere Bahn schaffen dürfte, zustimmen, so kämen wir zu der interessanten Vermutung, daß die in den ältesten Engadiner Urkunden erwähnten Talbewohner sich für das Schneiden ihres selbst gepflanzten Korns der Bronzesicheln vom Typus der im Beverser Tale gefundenen bedient hätten.

Sollte eben erwähnte Annahme sich auch nicht als stichhaltig erweisen, so bedeutet immerhin das Auffinden dieses Bronzegerätes einen neuen, willkommenen Anhaltspunkt für die Erforschung der Engadiner Urgeschichte, indem sie ganz unzweifelhaft einen «weiteren Beleg für die bronzezeitliche Besiedelung des Oberengadins darstellt»²⁾.

* * *

Einen den beiden vorbeschriebenen Ausgrabungen ebenbürtigen Fund machte ein Berner, Herr Arnold Stettler, Privatier in Bern, vergangenen Sommer bei Disentis. Es handelt sich dabei um eine sogenannte «Mohnkopfnadel», die entweder als Haarschmuck oder zur Verzierung der Kleider gedient haben wird. Über den Fund schreibt uns Herr Stettler:

«Gefunden habe ich die Nadel am 28. August dieses Jahres bei Disentis anlässlich eines Spazierganges nach der Alp Lumpenna. Die Fundstelle liegt über der St. Plazi-Kirche am linken Ufer des Wildbaches, dort wo der Fußweg nach Alp Lumpenna die vorspringende Bergnase des Valheiserwaldes umgeht. Auf der Herrn Dr. O. Tschumi zur Orientierung überlassenen Karte habe ich die Stelle mit einem Kreuz bezeichnet. Die Nadel ragte am äußern Fußwegrand mit dem Kopf ca. 6 cm aus dem Geröll hervor und fiel mir auf durch ihre ungewöhnliche pilzartige Form. Offensichtliche Anzeichen einer Grabstelle waren am Fundort keine vorhanden, ich bedaure aber sehr, mich nicht näher darum bekümmert zu haben. Trotzdem ich den Fund anfänglich dem Berner Museum zugeschickt hatte, stehe ich nicht an, ihn dem Rätischen Museum in Chur zu überlassen, wohin er nach Ansicht der Fachgelehrten gehört.»

Nach Heierli-Oechsli, Urgeschichte Graubündens S. 27, sind die Mohnkopfnadeln ein Charakteristikum einer Gruppe von Gräbern, die bis jetzt nur im Großherzogtum Baden, im Elsaß und in der Nordschweiz gefunden wurden.

Diese Gräber enthielten neben den Mohnkopfnadeln auch noch gekerbte Bronzespangen, hie und da einen sogenannten Spiraldoppelhaken.

Die größten und schönsten Exemplare dieser Art aus rätischem Gebiete sind die vier in unser Museum gekommenen Nadeln, die bei Mels aufgefunden wurden, kleinere, zierliche Nadeln lieferte uns die Burg Hohenrätien.

¹⁾ Brief v. 9. Sept. 1920.

²⁾ Brief Tschumi v. 25. Okt. 1920. — Vgl. Dr. Chr. Tarnuzzer, Der erste steinzeitliche Fund im Engadin. (Anz. f. schweiz. Altertumsk. 1922, Heft 1 Seite 8.)

Unsere Disentiser Bronzenadel hat eine Länge von 26 cm. Hals und Kopf sind durch Anbringung von Parallelringen verziert, der Hals verjüngt sich gegen die Spitze zu.

Das Auffinden derselben ist bedeutungsvoll für die Urgeschichte des Oberlandes, galt doch bisher das eisenzeitliche Grabfeld von Darvela, dessen Gebräuchszeit in die Jahre 400—200 v. Chr. fällt, als oberste und zugleich älteste Spur menschlichen Wirkens im Vorderrheintale.

Da nach Heierli diese Mohnkopfnadeln aus Gräbern stammen, so ergibt sich folgerichtig, daß auch unsere Disentiser Nadel einem bronzezeitlichen Grabe angehört haben muß. Deshalb ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß man in der Umgebung der Disentiser Wohnstätten, z. B. bei Faltschadiras, ein Grabfeld oder vielleicht nur Einzelgräber zu gewärtigen hat.

Sollte auch diese Vermutung sich vorläufig auch noch nicht bestätigen lassen, so beweist diese Nadel immerhin, daß wir schon für die Bronzezeit, also um 2500—900 v. Chr. in der Gegend von Disentis Besiedlung dieses späterhin «Desertina» genannten Gebietes anzunehmen haben.

Im Gegensatz zur Beverser Sichel vom Peschiera-Typus, deren Heimat am Gardasee zu suchen ist, weist die Bronzenadel von Disentis auf schweizerischen Ursprung hin, also nicht auf transalpinen Weg, sondern auf einen solchen dem Lauf des Rheines entlang talaufwärts.

Chronologisch wäre die Disentiser Nadel aus der Bronzezeit in erste und das eisenzeitliche Grabfeld von Darvela in zweite Linie zu stellen, was vermuten läßt, daß Darvela von Disentis aus besiedelt worden sei.

